

## „Aus dem Paradies hinausgesetzt“

Ein unbekannter Brief an Wilhelm Hausenstein von Wilhelm Fraenger

*Hierin und im Verständnis mancher Zusammenhänge wollen die Notizen des Herausgebers (. . .) dem Leser behilflich sein. Sie können nicht alles sagen, dem Leser bleibt genug zu tun, die geistige Spannung zwischen Briefschreiber und Briefempfänger mitzuleben.*

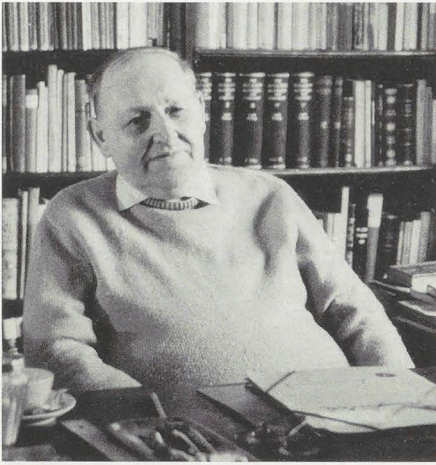
Walter Heynen, *Das Buch deutscher Briefe*

Auch nach 1933 war, wenigstens in Deutschland, nichts mehr so, wie es vorher gewesen war. Zahllose Lebensläufe, auch bisher geradlinige, bogen plötzlich in andere Richtungen ab, brachen ab, verloren sich im Ungefähren und im Ungewissen. Menschen tauchten unter, oder auch erst auf. Das Leben ging zwar weiter, aber wie?

### WILHELM FRAENGER ...

Im Jahre 1933 wurde Wilhelm Fraenger, seit 1927 Direktor der Mannheimer Schlossbibliothek, seines Amtes enthoben; von nun an durfte er das Haus nicht einmal mehr betreten. Auch aus der Schriftleitung des „Jahrbuchs für historische Volkskunde“, das er selber gegründet hatte, wurde er verdrängt, seine Bücher wurden verbrannt. Und warum? Weil er eine sowjetische Enzyklopädie, wohl die sogenannte „Große“, angeschafft hatte; und weil er im Februar desselben Jahres an der Karlsruher Kunsthalle einen Vortrag gehalten hatte, in dem er zeigte, wie viel Rembrandt, der sonst so „deutsche“, aus jüdischen und morgenländischen Quellen schöpfte, wie viel er ihnen verdankte.<sup>1</sup> Aber in Wahrheit entließ man ihn, weil er und alles, was er tat und schrieb, den neuen Herren aufs Äußerste missfiel.

Wilhelm Fraenger war am 5. Juni 1890 in Erlangen geboren worden, wo sein Vater das Amt des rechtskundigen Bürgermeisters bekleidete, und hatte nach dem Besuch der humanistischen Gymnasien von Erlangen, Ingolstadt und Kaiserslautern im Wintersemester 1910 die Universität Heidelberg bezogen, um Kunstgeschichte, Literaturgeschichte und Geschichte zu studieren. Schon 1913 erhielt er für seine Bearbeitung einer akademischen Preisfrage die goldene Medaille der Philosophischen Fakultät. Im November 1915 wurde er Assistent am kunsthistorischen Seminar, und 1917 promovierte er mit dem Prädikat „summa cum laude“. Carl Neumann, der in seinem Vorzugsschüler schon seinen Nachfolger sah, legte ihm nahe, sich an der Universität zu habilitieren – aber Fraenger verzichtete, weil sich seine gänzlich unbürgerliche Einstellung mit der akademischen Ordnung nicht in Einklang bringen ließ, und weil er (wie er über Hercules Seghers, den Künstler, der in Rembrandts Schatten stand, schrieb) sich „keinem Meinungszwange fügen“<sup>2</sup> konnte. So gründete er „Die Gemeinschaft“, einen Bund junger Menschen, für den er Vorträge hielt und Lesungen, Aufführungen, Ausstellungen und Fahrten veranstaltete, und für den er die umstrittensten Vertreter der Moderne nach Heidelberg holte, das darüber in seinen Fundamenten erbebt; es war „eine Art von Verschwörung gegen den herkömmlichen Leisetritt und Mühlengang der Universität“<sup>3</sup>, über die Carl Zuckmayer als einer von Fraengers getreuesten Jüngern ausführlich genug berichtet hat. Vorträge hielt Fraenger auch an der „Akademie für Jedermann“ in Mannheim, die ein Teil des von Fritz Wichert



*Wilhelm Fraenger, am Ende seines Lebens in Berlin*

Foto: Ingeborg Weber-Kellermann

gegründeten „Freien Bundes zur Einbürgerung der bildenden Kunst“ war, durch den das ganze Volk zum Kunstverständnis, Kunst-erlebnis und Kunstgenuß geführt werden sollte.<sup>4</sup> Vor allem aber war er Schriftsteller und schrieb er über das, was ihm selber am Herzen lag. Aber immer ging es ihm dabei darum, entweder Altes in ein neues Licht zu setzen oder Neues überhaupt erst ans Licht zu bringen; es ging ihm um Um- und Aufwertung, um Revision, Rehabilitation und Rettung.<sup>5</sup>

### ... UND WILHELM HAUSENSTEIN

Im Jahre 1933 wurde Wilhelm Hausenstein von den „Münchener Neuesten Nachrichten“, deren Redaktion er seit 1929 angehörte und in deren Verlag einige seiner Bücher erschienen waren, fristlos entlassen; auch er durfte das Haus nicht mehr betreten. Und warum er? Weil er sich mit dem ganzen Gewicht, das ihm als Kunsthistoriker und Kunstkritiker in langen Jahren zugewachsen war, für Künstler eingesetzt hatte, die nun immer lauter als „entartete“ verschrien wurden; und weil er, wie ein sowjetischer Kritiker schrieb, weithin als „der wichtigste und beinahe einzige Vertreter der zeitgenössischen marxistischen Ästhetik“<sup>6</sup> galt.

Wilhelm Hausenstein war als Sohn eines großherzoglichen Steuerkommissärs am

17. Juni 1882 in Hornberg im Schwarzwald geboren worden; dort und in Karlsruhe, wo er das großherzogliche Gymnasium besuchte, wuchs er auch auf. Nach dem 1900 abgelegten Abitur studierte er in Heidelberg, Tübingen und München, wo er 1905 in mittlerer und neuerer Geschichte, Nationalökonomie und Paläographie „summa cum laude“ promovierte. Auf eine akademische Karriere musste er, als engagierter Sozialist, freilich verzichten. Er hielt viele Vorträge vor Münchner Arbeitern, die sich, unter sozialdemokratischen Vorzeichen, weiterbilden wollten. Er etablierte sich als freier Kunsthistoriker, Kunstkritiker, Kunstschriftsteller, Reiseschriftsteller, Journalist, Essayist, Erzähler, Übersetzer; er schrieb und hatte, als man ihn 1936 aus der Reichsschrifttumskammer ausschloß, rund 40 Bücher und unzählige Aufsätze und Artikel geschrieben. Er machte viele Reisen, hatte viele Freunde: unter ihnen waren Rainer Maria Rilke, Annette Kolb, Paul Klee, Karl Valentin und Theodor Heuss.<sup>7</sup>

### DUPLIZITÄTEN

Wilhelm Fraenger und Wilhelm Hausenstein ähnelten, nein: glichen einander fast wie Doppelgänger, bis in die Einzelheiten hinein. Sie schlugen sich aus prinzipieller, auch politischer Gegnerschaft die akademische Laufbahn, die ihnen offenstand, aus dem Sinn und zogen das Leben als freier Schriftsteller vor. Sie schrieben, der eine wie der andere, über zu Unrecht vergessene, unverstandene, tragisch gescheiterte Künstler, so etwa über Grünewald, Ratgeb und den Bauern-Breugel; über Rembrandt; und, neben dem Alten das Neue nicht vergessend, über Ensor und Beckmann (und über diesen sogar in demselben Buch<sup>8</sup>). Mit Kubin waren beide befreundet. Sie schrieben einen ausgefeilten, zugespitzten, nicht selten ans Manieristische streifenden Stil; die Grenzen ihres Faches überschritten sie, so oft es ihnen vom Gegenstand geboten schien; aber sie mussten auch erfahren, dass, wer so gut schreibt und so weit schweift, sich in der Zufunft unbeliebt macht. Und sie wollten ihr Wissen nicht für sich behalten, sondern verbreiten und vermitteln (und so zog sie auch die Mannheimer „Akademie für Jedermann“

an, an der sie über einige ihrer Lieblings-themen sprachen).

Es fügte sich, dass sich Hausensteins Name mit beiden Anlässen verband, die zu Fraengers Entlassung führten: die Sowjetenzyklopädie enthielt seinen großen Beitrag übers Barock, und der Karlsruher Vortrag verwies einzig und allein auf ihn, „der dem Problem des holländischen Philosemitismus sehr scharfsinnige Untersuchungen gewidmet hat“<sup>9</sup>; nämlich in der monumentalen Monographie über Rembrandt, in der Hausenstein seinerseits über Fraengers Seghers-Studie geschrieben hatte, sie sei ein „als Forschung, als geistige Deutung und als sprachliche Kunst gleich ausgezeichnetes Buch“<sup>10</sup>.

### HAUSENSTEIN GEHT AN DIE „FRANKFURTER ZEITUNG“ ...

Und was nun, nach der Entlassung? Hausenstein hatte, anders als Fraenger, Glück im Unglück: die „Frankfurter Zeitung“, deren freier Mitarbeiter er seit 1917 war, setzte ihn 1934 als Schriftleiter des Literaturblatts und der Frauenbeilage ein.

Eine bessere Zeitung als die alte „Frankfurter“ hat es, jedenfalls in deutscher Sprache, nie gegeben. Auch weit über sie hinaus hatten die Namen ihrer freien und festen Mitarbeiter einen guten Klang: etwa Margret Boveri, Bernard von Brentano, Walter Dirks, Rudolf Geck, Bernhard Guttman, Heinrich Hauser, Theodor Heuss, Ernst Kircher, Siegfried Kracauer, Ernst Krenek, Alfons Paquet, Benno Reifenberg, Joseph Roth, Paul Sethe, Friedrich Sieburg, Dolf Sternberger, Erik Graf Wickenburg, Max von Brück, auch einer von ihnen, legte noch 1940 einen Querschnitt nur durch das Feuilleton vor, der zeigte, wie hoch der Anspruch war.<sup>11</sup>

Die neuen Herren mochten die „Frankfurter Zeitung“ zwar nicht, aber sie duldeten sie; sie diente ihnen als liberales Feigenblatt. Die Redakteure machten sich darüber keine Illusionen; vielmehr versuchten sie, Tag für Tag, am Abgrund zu balancieren, ohne abzustürzen. Schon 1936 schrieb Hausenstein an W. E. Süskind, die Zeitung müsse an „jede mögliche Wirkung jeden Satzes denken (...), den sie druckt“<sup>12</sup>, denn sie werde „von den



*Wilhelm Hausenstein, am Ende seines Lebens in München*  
Foto: Archiv Hornberg

zahlreichen Übelwollenden auf jede anfechtbare Nuance mit der Lupe gelesen“<sup>13</sup>. Aber mit der Lupe, und zwischen den Zeilen, lasen nicht nur die Feinde, sondern auch die alten Freunde; beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, auf der Suche nach den Spuren eines geheimen Widerstands.

Bis zum bitteren Ende hat die „Frankfurter Zeitung“, hat auch Hausenstein in den von ihm geleiteten Ressorts dem Regime keine Konzessionen gemacht; sie ignorierten es, und manchmal opponierten sie sogar. Weder dem Literaturblatt noch der Frauenbeilage, die sich unter Hausenstein mehr zu einer Kunstbeilage entwickelte, sieht man es an, dass sie im sogenannten Dritten Reich entstanden. Die Sprache blieb rein, hielt deutlich Abstand von der „Lingua Tertii Imperii“, die wie eine Seuche um sich griff.<sup>14</sup> Ideologisch infizierte Bücher wurden kritisch, meistens aber überhaupt nicht besprochen und nur im kleingedruckten Büchereinflauf angezeigt. Allgemeine, scheinbar zeitlose Themen wurden bevorzugt behandelt, darunter viele philosophische und theologische. Die Geschichte, auch die der Literatur und Kunst, wurde nicht – wie sonst – als etwas gesehen, das sich in der Gegenwart erfüllt, sondern als etwas, an dem

diese Maß zu nehmen hätte und sich messen läßt.

### ... WO ER ÜBER FRAENGER SCHREIBT ...

In eben jenem Literaturblatt der „Frankfurter Zeitung“ rezensierte Wilhelm Hausenstein (oder Johann Armbruster, wie er sich, um sich zu tarnen, nach seinem Urgroßvater, dem Wolfacher Flößerkönig, nannte) am 15. Dezember 1935 in 71 Zeilen ein Werk von Wilhelm Fraenger, das „Das deutsche Himmelreich“ hieß und im selben Jahr erschienen war.<sup>15</sup> Fraenger, der, so Hausenstein, sich als „Forscher und Schriftsteller“ nicht mehr ausweisen müsse, da er sich „durch eine Reihe besonders wertvoller Veröffentlichungen, namentlich zur Kunstgeschichte, längst bewährt“ habe ... Fraenger also habe „die Geschichte des deutschen Geistes – das Wort in seinem höchsten, im religiösen Sinne – um ein Jahrtausend zurückverfolgt, um aus schönsten Urkunden schönste Stellen auszusuchen und mit ihnen ein Bild deutscher Andacht zu malen: ein Bild des metaphysischen Genius der Deutschen von den frühesten literarischen Zeugnissen bis zur Schwelle der Gegenwart“. (Man merkt, dass in diesem Satz, wie auch schon im Titel des besprochenen Buches selber, sehr oft vom sogenannten „Deutschen“ die Rede ist; aber ganz und gar nicht in dem Sinn, den ihm die neuen Herren gaben.) Und auf solche Weise „überblicken zu dürfen, was der deutsche Geist in seinen höchsten Regungen je und je gewesen ist, bedeutet ein großes Glück“. (Man merkt: nicht was er ist, sondern was er gewesen ist, und zwar nur in seinen höchsten Regungen, je und je; die Spitzen waren fein geschliffen.)

### ... WONACH FRAENGER AN HAUSENSTEIN SCHREIBT

Heidelberg, den 24. Juni 1936  
Kussmaulstrasse 10. Tel. 3300

Sehr verehrter Herr Dr. Hausenstein!

„Mein Gewissen beißt mich sehr“ – doch Moses wird mich minder hart verklagen<sup>16</sup>, als Sie ja die *calendas graecas*<sup>17</sup> meiner Postversäumnisse schon gründlich kennen. Ich hätte

Ihnen längst schon und von Herzen gern für Ihre ausserordentlich freundliche Besprechung meines bescheidenen Himmelreichs gedankt, die mich – ich kann nur sagen – wie ein Zephyr anderer Zonen in meiner gegenwärtigen Vergletscherung berührte, doppelt wohlthuend, als dem kleinen Büchlein sonst meist nur schnaubende Blasebälge widerfahren sind, die seine schleunige Verbrennung anzufachen suchten. Ist doch das wirklich harmlose und anspruchslose Ding sofort dem Index „abzulehnender“ Literatur verfallen! Das ist mir unbequem, weil ich mit diesem schönen Thema mir ein vollauf unstörbares, weit abgerücktes und ganz heimliches Geviert zu reservieren suchte. Nun bin ich leider aus dem Paradies hinausgesetzt, wie aus dem angenehmen Rahmen meiner Mhm Schlossbibliothek, in dem Sie mich – o sehr zu Unrecht! – noch vermuten.

Als neues Spielfeld habe ich mir in der Zwischenzeit die *Selbstbildnisse Grünewalds*<sup>18</sup> herausgesucht, die im Frühherbst erscheinen sollen und die ich mit besonderem Vergnügen zu einer vielspältigen Psychologie kunstwissenschaftlichen Irrtums ausgetüftelt habe.<sup>19</sup> Man ist hart eingeschränkt mit seinen Lieblingsstoffen, besonders wenn man – wie ich, leider Gottes – nur an geräuschlose Mikroskopiarbeit gewöhnt und mit der Vorliebe für Abgelegneres behaftet ist. Als solche kleine Arbeitsprobe darf ich Ihnen, sehr geehrter Herr Hausenstein, meine *Alhambra*<sup>20</sup> dedizieren, mit der Sie überdies persönlich dadurch ursächlich verbunden sind, dass diese Abhandlung aus einem kleinen Aufsatz ursprünglich erwachsen ist, den ich für Ihre Frkf Frauenbeilage vor Jahren schreiben sollte: über den *Lebensbaum Brentanos* im Frkf Goethehaus.

Dies leitet mich über zu Ihrer sehr freundlichen und entgegenkommenden Einladung, gelegentlich an der FZ mitzuarbeiten. Ich danke Ihnen herzlichst dafür und komme Ihrem Wunsche gerne nach, wenn Sie mir die gewohnte chaise longue, die liebe lange Bank, die ich nun einmal für meine Schnurrpfeifereien nötig habe, nachsichtig bewilligen. Fürs erste möchte ich, wenn's Ihnen recht ist, jenen längst abgesprochenen *Lebensbaum* zurechtstutzen und dann vielleicht einmal

Hübelberg, den 24. Juni 1936

Kunstmantelanz 10. Jd. 3300

Sehr verehrter Herr Dr. Hausenkeim!

"Mein Gewinn bucht mich sehr" - doch Moses wird mich mißlich fast verklagen, als Sie ja die calendae graecas meiner Postversäumnisse schon gründlich kennen. Ich hätte Ihnen längst schon und von Hugen gern für Ihre außerordentlich freundliche Besprechung meine bescheidenen Himmelsreichs gewankt, die mich - ich kann nur sagen - wie ein Zephyr anderer Jener in meiner gegenwärtigen Verleibung berührt, doppelt wohlkünd, als dem kleinen Büchlein sonst meist nur rauch schraubende Blasebälge widerfahren sind, die seine schleunige Verbrennung anzufachen suchen. Ist doch das wirklich harmlose und anspruchslose Ding selbst dem Index "abzulehnende" Antraktur verfallen! Das ist mir unbehagen, weil ich mit diesem schönen Thema mich ein voll auf unsterbliches, weil abgerücktes und ganz heimliches Gebiet zu reservieren suchte. Nun bin ich leider aus dem Paradies hinausgeschickt, wie aus dem angenehmen Rahmen meiner ihm Sirensbibliothek, in dem Sie mich - o sehr zu Unrecht! - noch vermuten.

Als neues Spiel/w habe ich mir in der Zwischenzeit die

über *Jörg Ratgeb* mich verlaublichen, was ja von Frkf aus sehr sinnvoll wäre.<sup>21</sup> Wie dem auch sei, Sie werden manchmal von mir hören. Bis dahin begrüßt Sie

mit wiederholtem Dank und freundlicher Empfehlung

Ihr sehr ergebener Wilhelm Fraenger.<sup>22</sup>

## UND DANN?

Aber aus allen diesen Plänen wurde nichts, oder – später – etwas ganz anderes.<sup>23</sup> Fraenger versuchte, sich als freier Schriftsteller durchzuschlagen, bis ihn ein Freund aus Heidelberg, der Schauspieler Heinrich George, 1938 als künstlerischen Beirat am Berliner Schillertheater unterbrachte. Nach der Zerstörung seiner Wohnung in Berlin zog er in das westhavelländische Dorf Päwesin, das ihn im Mai 1945 zu seinem Bürgermeister machte. Im September desselben Jahres wurde er Kulturstadtrat in Brandenburg a. H., ein Jahr später Direktor der dortigen Volkshochschule. Eine schwere Krankheit zwang ihn aber bald, diese Ämter niederzulegen und ein ihm angebotenes, die Direktion des Weimarer Goethehauses, abzulehnen. Nach teilweiser Heilung ging er 1952 als freier Mitarbeiter und stellvertretender Direktor ans volkskundliche Institut der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Es folgten noch einige verdiente, verspätete Ehrungen. Am 19. Februar 1964 ist Wilhelm Fraenger gestorben.

Hausenstein musste, da er mit einer belgischen Jüdin verheiratet war, 1943 als Schriftleiter seinen Abschied nehmen; die letzten Jahre des sogenannten Dritten Reiches überlebte er mit knapper Not. Da er seine Kraft, die nachzulassen schien, seinen Buchplänen zuwenden wollte, lehnte er die Leitung der „Süddeutschen Zeitung“ ab, die ihm von den Amerikanern angeboten wurde; aber als Adenauer ihn, den Außenseiter, bat, als erster Vertreter der jungen Bonner Bundesrepublik nach Paris zu gehen, glaubte er, annehmen zu müssen. Von 1950 bis 1955 hat Hausenstein als Generalkonsul, Geschäftsträger und Botschafter unter unsäglichen Mühen das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich neu und dauerhaft begründet.<sup>24</sup> Als Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen

Künste, der er ebenfalls seit 1950 war, hat er ebenfalls viele Türen geöffnet und viele Weichen gestellt. Danach war ihm nicht mehr viel Zeit vergönnt; Wilhelm Hausenstein ist, hochgeehrt, am 3. Juni 1957 gestorben.

Als ob sie ihr sonderbares Doppelgänger-tum ein letztes Mal beweisen müssten, starben beide in ihrem 75. Lebensjahr, und beide an plötzlichem Herzversagen; und beiden nahm der Tod die Feder, mit der sie noch so viel zu schreiben hofften, aus der Hand. Ob sie – der Franke, den es erst nach Baden, und der Badener, den es erst nach Bayern verschlagen hatte – trotz ihrer Trennung durch die deutsch-deutsche Grenze noch aneinander dachten . . . und daran, dass sich ihre ohnehin so nahen Lebenswege mehrmals berührt und gekreuzt hatten? Und daran, dass dies in Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg geschehen war?

---

### Anmerkungen

- 1 Wilhelm Fraenger, *Synagoge und Orient*. In: W. F., *Von Bosch bis Beckmann. Ausgewählte Schriften*. Köln 1985, S. 158–184.
- 2 Wilhelm Fraenger, *Die Radierungen des Hercules Seghers. Ein physiognomischer Versuch*. Erlensch-Zürich/München/Leipzig 1922, S. 10. – Zum Umkreis Fraengers gehörte damals auch eine junge Frau namens Netty Reiling aus Mainz, die 1924 bei Neumann über das Thema „Jude und Judentum im Werke Rembrandts“ promovierte, aber ihre ersten literarischen Arbeiten später unter dem Pseudonym „Seghers“ erscheinen ließ, dem sie noch später den Vornamen Anna voranstellte (vgl. Friedrich Albrecht, *Originaleindruck Hercules Seghers*. In: *Über Anna Seghers*. Ein Almanach zum 75. Geburtstag. Berlin/Weimar 1957, S. 29–53). Wilhelm Hausenstein hatte schon 1921 in der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: „Man muß vollkommen wissen, zu was ein Name wie Seghers verpflichtet, wenn man den seinigen einmal mit ihm zu verbinden magt“ (zit. n. ebd., S. 50).
- 3 Carl Zuckmayer, *Als wär's ein Stück von mir*. Horen der Freundschaft. Frankfurt a. M. o. J., S. 282; vgl. insges. S. 280–303.
- 4 Vgl. Jenns Eric Howoldt, *Der Freie Bund zur Einbürgerung der bildenden Kunst in Mannheim*. Kommunale Kunstpolitik einer Industriestadt am Beispiel der „Mannheimer Bewegung“ (= Europäische Hochschulschriften Bd. XXVIII/18). Frankfurt a. M./Bern 1982.
- 5 Vgl. Johannes Werner, „Doktor Wilhelm Fraenger, unvergänglich Angedenkens“. Die badischen Jahre. In: *Badische Heimat* 4/1987, S. 561–568; ders., *Wilhelm Fraenger und seine „komische Bibliothek“*. In: *Aus dem Antiquariat* 8/1993, S.

- 294–298. – Vgl. insges. Reinhard Peesch (Hrsg.), Zwischen Kunstgeschichte und Volkskunde. Festschrift für Wilhelm Fraenger (= Veröffentlichungen des deutschen Instituts für Volkskunde Bd. 27). Berlin 1960; Ingeborg Baier-Fraenger (Hrsg.), Der Kunsthistoriker Wilhelm Fraenger. 1890–1964. Eine Sammlung von Erinnerungen mit der Gesamt-Bibliographie seiner Veröffentlichungen. Amsterdam 1994.
- 6 Zit. n. Walter Migge, Wilhelm Hausenstein. Wege eines Europäers. Katalog einer Ausstellung. Marbach a. N. 1967, S. 171 (Übers. v. Verf.).
- 7 Vgl. insges. ebd.; Dieter Sulzer, Der Nachlaß Wilhelm Hausenstein. Ein Bericht. Mit einem unveröffentlichten Essay, Briefen und einer Erinnerung von Paul Frank (= Deutsches Literaturarchiv/Verzeichnisse, Berichte, Informationen Bd. 11). Marbach 1982; Johannes Werner, Wilhelm Hausenstein aus Hornberg. Ein Lebenslauf. In: Badische Heimat 4/1981, S. 47–60; ders., Der Kunstschriftsteller Wilhelm Hausenstein. In: Aus dem Antiquariat 8/1995, S. 287–290. – Der Verf. bereitet eine definitive Biographie vor, deren „badische“ Kapitel schon vorab erschienen sind: Johannes Werner, Wilhelm Hausenstein. Zwei Kapitel aus einer Biographie. In: Allmende 68/69 (2001), S. 150–163.
- 8 Curt Glaser/Julius Meier-Graefe/Wilhelm Fraenger/Wilhelm Hausenstein, Max Beckmann. München 1924.
- 9 Fraenger, Synagoge und Orient S. 170.
- 10 Wilhelm Hausenstein, Rembrandt. Stuttgart/Berlin/Leipzig 1926, S. 81.
- 11 Max von Brück (Hrsg.), Im Lauf der Zeit. Arbeiten eines Feuilletons. Frankfurt a. M. 1940.
- 12 Wilhelm Hausenstein, Ausgewählte Briefe. 1904–1957. Hrsg. von Hellmuth H. Rennert. Oldenburg 1999, S. 133.
- 13 Ebd.
- 14 Vgl. Victor Klemperer, LTI. Notizbuch eines Philologen. Leipzig 1996.
- 15 Wilhelm Fraenger, Das deutsche Himmelreich. Aus tausend Jahren deutscher Frömmigkeit erlesene Paradiese. Essen 1935.
- 16 Eine Anspielung auf ein von Erdmann Neumeister (1671–1756) gedichtetes, protestantisches Kirchenlied, nämlich „Jesus nimmt die Sünder an“, dessen siebte Strophe mit den folgenden Zeilen beginnt: „Mein Gewissen beißt mich nicht, Moses darf mich nicht verklagen“ (zit. n. Georg Büchmann, Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes. Bd. 1. München 1967, S. 150).
- 17 Es gab „calendas“ nur im römischen, nicht aber im griechischen Kalender; wer also etwas „ad calendas graecas“ tut, tut es nie.
- 18 Das hier kursiv Wiedergegebene im Original in Großbuchstaben.
- 19 Vgl. Wilhelm Fraenger, Matthias Grünewald in seinen Werken. Ein physiognomischer Versuch. Berlin 1936.
- 20 Vgl. Wilhelm Fraenger, Clemens Brentanos Alhambra. Eine Nachprüfung. Berlin 1935. – Dieses Buch stand in der Bibliothek von Wilhelm Hausenstein, und in ihm lag der hier abgedruckte, jetzt im Wilhelm-Hausenstein-Gedenkraum in Hornberg verwahrte Brief.
- 21 Im Frankfurter Karmeliterkloster hat Ratgeb das Refektorium und den Kreuzgang ausgemalt.
- 22 Der Brief ist Beispiel und Beweis dafür, dass Fraenger immer, und nicht nur in seinen wissenschaftlichen Werken, Sätze schrieb, die „an bildhafter Sprachkunst, an rhythmisierter, tonreicher Satzmelodie (...) ihresgleichen suchen“ (Ingeborg Weber-Kellermann, Vorwort zu: W. F., Von Bosch bis Beckmann, S. 7–14; hier S. 7). Aber auch Hausensteins Briefe waren „unter Kennern berühmt“ (Walter Dirks, Wilhelm Hausenstein. In: Frankfurter Hefte 6/1950, S. 646–648; hier S. 647).
- 23 Allenfalls käme der anonyme, bisher nicht näher nachgewiesene Beitrag über „Freuden der Tafel“ in Betracht; „Urlaub aus der großen Welt. Betrachtungen alter Kinderfibeln“ und „Altberliner Zuckerzeug“ waren schon 1933 bzw. 1934 in der Frauenbeilage der „Frankfurter Zeitung“ erschienen – aber nichts über Brentano, nichts über Ratgeb, dem, nach einem Beitrag im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“, Ostern 1937, und allerdings erst nach Fraengers Tod eine monumentale Monographie gewidmet wurde: Wilhelm Fraenger, Jörg Ratgeb. Ein Maler und Märtyrer aus dem Bauernkrieg. Hrsg. von Gustel Fraenger und Ingeborg Baier-Fraenger. Dresden 1972.
- 24 Vgl. Peter Matthias Reuss, Die Mission Hausenstein (1950–1955). Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Sinzheim 1995; Ulrich Lappenküper, Wilhelm Hausenstein – Adenauers erster Missionschef in Paris. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 43 (1995), S. 635–678.

Anschrift des Autors:  
Dr. Johannes Werner

Steinstraße 21

76477 Elchesheim-Illingen